

Das Orchestron.

Von Karl Bröger.

Früh um 10 Uhr sind wir angetreten. Jetzt marschieren wir immer noch . . . sechs geschlagene Stunden, stellt der Gefreite Gädemann fest und dazu brummt er etwas von „sauberem Druck“ und „schön hereingelaufen“.

Die letzte Nacht waren wir in D . . . gelegen in einer richtigen Kaserne. Ist ein schönes Dreieck gewesen, die Kaserne, aber gepenert hat es sich doch gottvoll auf den schmerzigen Klappen der achten französischen Märschiere. Und vorher die Heß, Kinder, als die halbe Kompagnie in knallroten Hosen und mit den Blechtöpfen auf dem Schädel in den Zimmern und Gängen herumließ!

Gefreiter Gädemann denkt eben an diese Heß, und während er den Geländebut schwingend auf's linke Ohr schiebt und dem gemein drückenden Affen einen zornigen Rippenstoß um den andern verlegt, entwirft er seinem Nebenmann eine sehr persönliche Philosophie über das zweierlei Tuch.

„Menschenskind, so'n französischer Märschier is 'n feines Ding . . . die Kerle müssen doch auch schauen wie gemalt. . . Rote Hosen, blauer Rock, der gelbe Blechtopf. . . Wenn das Zeug's proper is . . . Menschenskind, ich sag Dir, das is ein Hummel . . .“

Der Referent Wölz hat keinen Sinn für Schwärmerie. Er wischt sich flüchtig den Schwitz aus der Stirn, ehe er Gädemann anknurrt.

Gefreiter Gädemann bekräftigt diese kluge Rede durch eifriges Kopfnicken. . . Von einer Raft ist aber deswegen nichts zu merken. Im Gegenteil schreitet die Spitze noch geräumiger aus und das Tempo nähert sich immer bedenklicher einem Geschwindmarsch.

„Was ist denn los mit dem langhässigen Duder im ersten Zug? Der wußt was von aner Feldbläs er schmeden, weil er gar so drauf drückt. . . Au weh, Kamerad! Ist denn dadrüber net der Kirchturm, den wir heut mittag schon g'sehn ham?“

Der Gefreite Gädemann hat in der Tat recht. Seit drei Stunden rennen sie in einem großen Bogen um diesen Kirchturm. Jetzt sind wir glücklich wieder da angelangt, wo wir am Mittag schon vorbeimarschiert waren.

Das Dorf Esquerain ist Verwundeten-Sammelplatz der Division. Wie kommen wir hierher? Sehr einfach: Wir sind für heute Divisionsreserve, das heißt, wir müssen immer dort sein, wo man uns gerade brauchen sollte. . . Darum dieser Lauf, wie ein Dösel im Gipel.

„Halten! . . . Gewehre zusammensetzen! . . . Gepäc ab! . . .“

Bei den Gewehren hinlegen! . . . Nicht alle Befehle sind so willkommen. Wir liegen in einem Garten vor dem Dorfsingang. Auf dem Bauch, auf dem Rücken, auf der rechten oder linken Seite . . . ganz nach Reigung und Platzgelegenheit.

Ein schöner, klarer Oktobernachmittag lagert in der Landschaft. Bäre nicht der dumpfgrölende Ton, der wie ein dunkler Schleier über den zart gezeichneten Hügeln vor uns hängt, nichts hätte an Blut und Feuer gemahnt, so friedlich dämmert der Abend heran.

Auf einer Hügelkuppe vor uns bewegen sich die Umrisse einiger Reiter, von denen einer die Hand nach Westen ausreckt und einen Richtelsbogen in der Luft beschreift. . . Unser Divisionsstab. . . Die deutende Hand gehört zu der höheren, aristokratischen Exzellenz. . . Manchmal huscht über den hintersten Horizont ein grauer Schweiß, steht an einem Punkt still und bläht zur weißlichgrauen Wolke eines Löwenzahns auf. Diese Wolke bläht minutenlang im abendlichen Himmel, schwankt im Windhauch hin und her und zerfliegt endlich in lange Rauchstreifen. . . Schrapnelle.

„Menschenskind, was bist Du nu schon wieder? Schläfst wohl mit offenen Augen wie ein Has?“

Ich werde mich unwirrig nach dem Gefreiten Gädemann um, weil ich seine süße Gewohnheit, die Worte durch sehr derbe Pläße zu unterstreichen, noch immer nicht vertragen kann.

Doch bevor ich ihm meine Meinung sagen kann, richtet sich Gädemann plötzlich aus seiner bequemen Bauchlage straff auf, fährt mit der Hand ans Ohr und lauscht gespannt in die Richtung des Dorfses.

„Abe, Kinder! . . . Horcht doch mal! . . . Hört ihr nichts? . . .“

In dem Rest ist Musik. . . Musik, Kinder!“

Das Reden verstummt. Alle Gesichter wenden sich wie auf Befehl nach dem Dorf.

„Gädemann hat recht. . . Du hörst's auch. . . Es muß 'ne Blechmusik sein. . . Wer ist denn vor uns, Kinder? Unsere Regimenter haben doch keine Musik dabei. . .“

Gedämpft und doch deutlich hörbar klingt der Rhythmus eines

Militärmarsches herüber. Aber es ist kein deutlicher Marsch. Der Rhythmus ist zwar straff, aber lebhafter, schwungvoller. . . „Sambre et Meuse“, der Lieblingsmarsch des französischen Soldaten, fällt mir ein. Ja, ganz recht: „Sambre et Meuse“ klingt zu uns her. . .

Seit Wochen haben wir keine anderen Töne gehört als das Strachen einschlagender Granaten, das heisere Bellen der Schrapnelle, das bössartige Welfern der Maschinengewehre, das heße Peitschenknallen unserer und das seine, zornige Summen der französischen Schüsse. . .

Ein zauberhafter Mann zwingt die Gemüter. Die schweißigen, abgepannten Rippen empfangen Klang. Jeder Ton legt sich schimmernd auf unsere Gesichter, einzelne Höhe beginnen den Takt zu wippen, Lippen spitzen sich und versuchen mitzupfeifen. . . alle fühlen sich leicht, beschwingt, zu Spiel und Tanz erwidert.

Ein Hussacklag klappert in die Verunsicherung. Der Divisionsadjutant irrt mit dem Major. Nun wird es wohl gleich wieder auf und davon gehen.

Die meisten von uns haben noch nicht so weit gedacht, da kommen auch schon die Befehle: „Gewehr in die Hand! . . . An-treten!“

Unter Marsch geht in das Dorf. Die Klänge werden mit jedem Schritt voller und lauter; sie ziehen uns förmlich entgegen. Jetzt geht es um eine Straßenbiegung, und mit einem Male sind wir mitten im Schwall und Ueberchwang der Töne.

Aus einem Fluß kommt die Musik. Vor dem Haus stehen die Hände in den Hosentaschen, Leute der Sanitätskompagnie, im Soldatenmund „Pflasterläden“ genannt und grinsen über das ganze Gesicht. Ein großer, breiter Bengel hat die Arme in die Hüften gestemmt und dreht sich mit einem Wesen gravitatisch im Kreise. Als er uns ankommen sieht, unterbricht er den Tanz, tritt aus dem Türschwamm und gibt uns dadurch den Blick frei auf das klingende und singende Wunderwerk.

Ein ganz gewöhnliches Orchestron, wie man es wohl in jeder Kneipe findet. . . Die Sanitätskompagnie hat dieses mechanische Orchester bei ihrer Ankunft entdeckt, einige handfeste Leute zerrten es auf den Fluß hinaus und seit Stunden beschäftigten sich die glücklichen Entdecker damit, die Walzen einzulegen, das Triebwerk aufzurbeln und die Walzen immer und immer wieder abzuspülen.

Vor dem Hause sitzen und liegen in milden Schein der schwebenden Oktobersonne Verwundete, wohl an die zwanzig Mann. Ihre Blicke sind tief und verlonnen, nach innen gerichtet und ganz voll Staunen und Anbacht. Die Gesichter sind nach dem Orchestron gewendet und bei jedem besonders starken Takt läuft ein Juden und Zittern darüber.

Eben ertelt das Instrument einen ganz gewöhnlichen Gassenhauer herunter. Die Töne hüpfen und springen uns nach, begleiten uns mit leichten, frohen Bewegungen und Gebärden, lockern herausfordernd, winken, wiegen sich in den Hüften und werden nicht müde, zu reizen und zu lodern.

Wir marschieren weiter. Schon geht es an den letzten Häusern von Esquerain vorbei. Viele von uns kehren sich nach dem Dorf zurück, Enttäuschung, Reid und doch wieder eine tiefe, reine Freude im Blick.

Fünzig Meter hinter der Ortschaft, auf dem Straßenbord wie auf einer Wadre, liegt ein toter Soldat, ein französischer Infanterist vom Regiment 200, liegt dort mit dem ersten, feierlichen Anblick eines Vollenbeten, die Hände über die Brust verstrickt, ohne äußerlich sichtbare Verletzung. Die scharfen, vom Tode modellierten Züge sind von allem Unwesentlichen, Gleichgültigen befreit; alle Masken sind von diesem Gesicht abgefallen. Eine große, ergreifende Ruhe spricht sich in der Haltung und dem Ausdruck aus.

Die Töne des Orchestrons hüpfen noch immer vor uns her, wiegen sich und winken, tanzen über den Toten weg und — der tote Mann lächelt.

Es kann uns auch nur so erschienen sein. Jedenfalls habe ich von Kameraden gehört, daß sie noch keinen Toten gesehen hätten von solch friedlichem Ausdruck, und wir haben viele Tote gesehen. (x)

Kleines Feuilleton.

Konrad Gesner.

Konrad Gesner (er selbst hatte seinen Namen latinisiert in Gesnerus), dessen Geburtstag am 26. März zum 400. Male wiederkehrt, kann in gewisser Weise der Begründer der Naturwissenschaft genannt werden, denn ihm gebührt das Lob, der Erfinder jener botanischen Methode zu sein, die das Pflanzenreich nach dem Charakter des Samens und der Blume in Geschlechter und Klassen ordnet. Aber über die Grenze dieses doch jedenfalls nicht eng gezogenen Fach-

gebietes hinaus war er gleich jenem großen Schweizer des 18. Jahrhunderts, Albrecht von Haller, ein Polyhistor (Bielwäcker) in dem ursprünglichen Sinne dieser Bezeichnung. Denn auf dem Gebiete der klassischen Sprachen war er zu Hause und hat durch Herausgabe älterer Schriftwerke, durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der Geschichte sich für seine Zeit große Verdienste erworben. Bevor er sich in eine bestimmte Amtstelle und dann nachher in die übliche Professoren- und Vergeltungsbahn seiner kleinen Heimat hatte hineinzuwängen lassen, war er befreit gewesen, seinen geographischen Horizont soweit als möglich zu weiten. Er studierte in Straßburg, Bourges, Paris und Venedig — wahrlich für einen Zeitgenossen der Raubkriege und der ersten Kämpfe der Reformation eine breite Grundlage für die Weltanschauung mit fremden Ländern. Im Jahre 1564 wurde ihm, der sich als Begründer des Botanischen Gartens in Jürich, dann als Professor und Arzt große Verdienste in der Heimat erworben hatte, der Adel verliehen. Aber schon ein Jahr darauf, am 13. Dezember 1565, starb er an der Pest. . . In einer Beziehung hat die Nachwelt an Konrad Gesner ein Unrecht begangen. Man schrieb seinen Namen fast stets mit zwei „s“ und beging dadurch einen Irrtum, denn Gesner hat zwei „s“ ist eine ganz andere, allerdings auch alte Jüricher Familie, der der bekannte Zeitgenosse Goethes und Klopstocks, der Idyllendichter Salomon Gesner entstammt, dem Gottfried Keller in einer seiner wundervollen Jüricher Novellen ein unvergängliches Denkmal errichtet hat.

Von der „Volksbücherei“.

Im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht sprach am 24. März d. J. Direktor Aderrecht-Stettin über: Werbemittel und Taktik der Volksbücherei.

Der Vortrag bot mancherlei auch für die Berliner städtische Volksbücherei Beachtenswertes.

Die Volksbücherei soll die Bücherbenutzung hochwertig gestalten, Volksbücherei umschließt Einrichtungen bis zu 30 000 Bänden mit „Verbrauchskarakter“. Die Volksbücherei muß ihren Zuwachs, ehe er veraltet ist, amorfizieren — also auch ihre Bestände hoch „verzinzen“. Das geschieht z. B. durch ansprechende Hinweise wie Anzeige in Zeitungen. Sie soll z. B. besonders beachtete Literaturzweige zusammenfassend behandeln. Sie soll der Presse überflüssig bereitwillig zur Verfügung stehen. Vielseitige öffentliche Hinweise gehört dahin. Eine Bücherei muß an dem für den Betrieb geeigneten Orte stehen. Dieser Ort muß außerdem geeignet sein. Drinnen aber muß er durch Freundlichkeit der Räume, Schnelligkeit und Genauigkeit des Dienstes locken, wie auch durch Appetitlichkeit der Buchbände. Der Ertrag zerlesener Bücher ist eine wichtige Frage der Volksbücherei. Die Schonung der Bücher wird nachweisbar durch regelmäßige Revision befördert.

Wenn das Interesse an der Sache beim Personal das richtige ist, so bessert das manches Unvollkommene. Es darf kein Raubbau an der Arbeitskraft geschehen; es muß alles geschehen, um das Personal zu selbständigem Urteil und bibliographischen Kenntnissen zu bringen. Dazu dient besondere Schulung. Diese lehre vor allem das „nicht-schulmeister-wollen“, und die drückenden Bedingungen beobachten. Für die Ausleihe und ihre Technik fragt sich nicht, was ist an sich zweckmäßig, sondern was ist zweckmäßig für meine Leser. Schon die Benutzungsordnung muß ein Werbemittel sein; es ist gut, wenn sie von einem Werkblatt der Bücherei bealitet ist. Vorträge zur Einführung in die Benutzung sind zweckmäßig. Vor allem ist aber der geordnete Katalog in sorgfältig überlegter Anordnung zu geben. So wird die Bibliothek stets an viele „mitgeteilt“ und wirkt. Wenn in Verbindung mit der Bücherei Unterhaltungsabende, Lesabende, Ausstellungen stattfinden, so sind das Werbemittel, aber sie müssen richtig ausgebildet sein, möglichst auch Kaufgelegenheit für Bücher geben, z. B. aus einem kleinen Bücherlager der Bücherei selbst. Der Volksbibliothekar soll und muß Vertrauensmann des Publikums sein.

Notizen.

— Vorträge. In der Freilicht-Sternwarte spricht über „Das Geheimnis des Weltenerbaues“ Direktor Archenhold am Dienstag, 28. März, abends 7 Uhr. — In der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene wird im Museum für Völkerkunde, Köpenicker Str. 120, am Mittwoch, den 29. März, abends 8 Uhr, Dr. Albert Niemann das Thema „Aufgaben und Bedeutung der Rassehygiene für unsere Nachwelt“ behandeln. — In der Urantia spricht am Mittwoch, abends 8 Uhr, Prof. Johannes Walther aus Halle über „Den Krieg in den ägyptischen Wägen“. — Eugen d'Albert's neue Oper „Die toten Augen“ wird vom Deutschen Opernhaus zu Beginn der neuen Spielzeit gespielt werden.

63]

Der Sang der Salije.

Ein Roman aus dem modernen Ägypten.

Von Willi Seidel.

Leiser, scharfer Ton entsteht auf der Treppe, die vom Harem-Hil zum Gang herabführt. Ein Vorhang aus Perlschnüren teilt sich, unmerkbar von einer zitternden, kleinen, runden Hand auseinandergehoben, und dunkle Augen spähen hindurch, spähen in das verhangene Rauchzimmer und in die bunte Dämmerung des Parterregeschosses.

„Ja salam!“ flüstert das junge Weib mit aufgerissenen Kinderaugen, und in die Perlschnüre, die ihre Hand auseinanderhält, kommt ein feines Mirren.

„Siehst du ihn?“ hauchte es in ihrem Rücken. Ein zweites junges Weib legt ihr Kinn auf ihre Schulter. Sie bereinen die Wangen, sie pressen sich aneinander wie zu einem einzigen Körper. Um möglichst wenig Geräusch zu machen, haben sich beide bis zu den Knien aufgeschürzt, und ihre runden Beine in weichen Seidenstrümpfen wechseln jeden Augenblick den Platz, auf überzierlichen Socken drehen sich die Schuhe in kleinen Winkeln unablässig hin und her. Und trotz aller Vorsicht gibt es noch ein leises Geräusch, wenn ihre aufgebauhten, schwarz-seidenen Kleider sich berühren.

„Ich sehe ihn,“ haucht es zurück.

„Was tut er?“

„Er sitzt mitten im Zimmer. Auf einem Taburet — er hat etwas in der Hand.“

„Ja, nun sehe ich ihn auch. Ah, er hat ein Bild in der Hand. Er sieht ganz still und stiert es an. Sieh, sieh!“

Auf einmal fährt Emina zusammen und greift nach der Hüfte. „Du tust mir weh,“ stöhnt sie. „Zu deine Hand fort. Es ist die Stelle, wo er mich geschlagen hat. . . Du, tu deine Hand weg! — Warum machst du deine Finger so hart . . .“

Berida züchte. „Es ist das Bild einer Frau.“

„Einer Frau . . .?“ sagt du. . .“

Ein heftiges Geräusch dort unten wird laut. Beide fahren zurück. Nach angstvollen Sekunden stehen sie sich wieder an den Platz zurück.

„Das Bild liegt am Boden. . . Er ist aufgestanden. . .“

Ein leiser, scharf und schnell hervorgestobener Satz gebiert sich aus der Totenstille, wächst an und endet in einem heftigen Schrei, dem ein zischender Laut folgt! . . .

„Was sagt er . . .?“

„Er beschimpft das Bild. . .“

„Ah! — Und nun?“

„Er spelt darauf. . .“

„Er spelt es an?“

„Ja. . . Hörst du? . . . Sieh hinein. . . Nun tritt er es mit Füßen. . .“

Ein rhythmisch wiederholter Knall, wie von einem Mörser. . . Dann schwere Atemzüge und schnelle Schritte. . .

Die jungen Weiber ächzen leise auf und huschen über die Treppe zurück. Durch die Perlschnüre, die noch hin und her schwanken, schiebt sich ein fettes Gesicht von der Farbe unreinen Bienenwachses mit Augen, die langsam, voll grübelnden Argwohn, den Gang durchspähen. . .

„Eine Engländerin!“

Der kleine Finger Eminas fährt auf einer besetzten Photographie einem Umriß nach. Die beiden sitzen hinter einem Vollwerk von Kissen, mit dünnen, seidnen Hemden bekleidet, und zischeln. Sie halten Zigaretten in den Händen und schieben die hellen nackten Schultern zusammen.

„Sie hat keine Brüste. Nicht eine Spur von Brüsten. Sie ist mager wie ein . . . pigeon.“ — Leises Gelächter.

„Er muß sie mit Seifenwurzeln mästen.“

„Und ihre Hüften! — Gott ist groß!“

„Ein Knabe hat stärkere Hüften.“

„Nan sieht jeden Knochen. . . Warum, glaubst du, hat er sie beschimpft?“

„Ah, diese Ingliz! — Nun, vielleicht hat sie. . .“

Fassungsloses, prustendes Gelächter, helles Entzücken.

Plötzlich tiefe Niedergeschlagenheit. Emina läßt das Bild aus der Hand gleiten. Beide grübeln sich an. . . Dann, mit leisen Stimmen bereden sie einen Plan, einen ganz langen, verschmitzten Plan.

Eine schiefsergraue Wolke verdeckte die Welt; sie wirbelte sanft in die Höhe, breitete sich pinnenähnlich aus und zerfaselte, in kleinen, lautlosen Maschen fallend, zu einem dufenden Schirm, zu einem breiten Dach, zu einer Ummauerung der Augen. . . Der Rauch stieg auf, feierlich strömte er, tief heimlich und voll Weihe; er verwischte und begrub alles und nahm die Schalen hinweg, die leeren Konturen, um den Kern der Dinge erglänzen zu machen in seltenen nur geahnten Farben, um einen wuchernden Garten belebter Symbole aufzudecken, langsam, ruckweise und auf wunderlich zarte Art.

Der Bey hatte sich in das dunkelblaue Kissen zurückgleiten lassen. „Es ist noch Tag“, dachte er. Ja, ein Funken war vor seinem Blick: das Blau, das vor der Welschreibe lagerte. Draußen verwüstete das grelle Licht die Welt. . . D, nehmt es hinweg! Laßt es nicht herein!

Nein, Bey, lassen sie Frieden in ihrem gepeinigten Herzen Einkehr halten und freuen sie sich der guten Stunde. Führen sie den Knopf ihrer Peise auch wieder zum Mund und trinken sie, trinken sie. Sehen sie Bey, das tut ihnen gut. . .

Unnennbarer, beschwingter Gleichmut, . . . köstliches Hängen im Raum, gewichtsloses Armen. . . Wo ist das Hirn? . . . Ist es noch hier, wo ich diesen meinen Körper sehe? . . . Ist es dort, wo ich meinen Blick sich einsaugen lasse, auf dem dunkelroten Knickmuster des Teppichs? . . . Ja, in der Tat, von dort aus denke ich. Ich sehe matte Farben, und durch meine Ohren geht der Klang einer vertrauten, schier ver-gessenen Melodie auf und ab. Sie sitzt in meinem Hirn: Ich bin die Melodie.

Dunkle Schatten entstehen auf der grauen Wand, hinter der es dunkelt. Zwei dunkle Schatten. . . Es sind die Körper junger Weiber. Ich sehe die Umrisse ihrer Hüften; ich sehe ihre Gesichter, die sich mir unterwürdig nähern. . . D, nun machen sie Gebärden, die ich kenne. Winkelt euch nur, flüstert mir, rezt einander und zerfleischt euch, ihr Tierchen. . . Seht, hier sehe ich, ganz groß und geschlechtslos, und sehe euch zu, wie den Pappfiguren hinter dem Musselin in der Wafa. . .

Hassan sog tief und zog sein zweites Bein auf den Divan heran. Sein Gesicht, von Bleifarbe, war völlig reglos; er blinzelte in schwerer Apathie. Zwei helle Körper näherten sich ihm, zwei Hüftpaare spielten ihr einwames Spiel, spielten es ganz dicht vor seinen Händen, seinem beruhigten Arm; zwei nackte Wünsche Hagten aus dem Nebel, und er hörte sie klagen und rührte sich nicht. . . Die Wünsche klagen wilder; wirbelnde Trichter rissen sie in den Rauch, der sie zu verflüchten drohte. Und jedesmal, wenn sie halb versunken waren, krochen sie wieder hervor, mit glatten Gliedern, mit einem Knie, einem Schenkel, einem ekstatisch leuchtenden Arm. . . Doch Hassan sah sie spielen, nicht anders, als ob ein Luftzug vor ihm an etwas rühre wie an ein geblähtes Tuch; und hörte ihren Stimmen zu, wie man dem Gurren von Tauben lauscht, ohne sich dessen bewußt zu sein.

(Fortf. folgt.)

